

Was wispert der Wind?

Der Wind tanzt. Er flüstert mir ins Ohr, wispert mir Dinge zu, die ich erkennen, aber niemals sehen werde.

Meine Hände streichen über die Bank, auf der ich sitze. Das Holz fühlt sich alt an, verwittert. Es ist rau und kalt vom Herbst. Vermutlich ist das hintere Bein morsch. Wenn ich mich zurücklehne, knirscht es an der Stelle.

Sonst ist es friedlich. Nicht still, für mich ist es selten still. Die Blätter an den Bäumen rascheln, doch das Geräusch ist anders als im Sommer. Viele Blätter liegen schon am Boden. Ich sehe ihre Farben nicht, aber wenn ich den Weg hierherkomme, kann ich ihr Knistern hören, setze ich meinen Fuß in sie hinein. Der Boden scheint dadurch weicher.

Meine Schwester mag diese Blätter am Boden nicht. Besonders nicht hier im Wald. Sie sagt, sie könne die Baumwurzeln nicht mehr sehen. Ich glaube, das macht ihr etwas Angst, sich nicht auf ihre Augen verlassen zu können. Sie stolpert oft, wenn sie hierhergeht.

Ich nicht. Ironischerweise stolpere ich sogar sehr selten. Es ist erstaunlich, wie unachtsam Menschen werden, wenn sie glauben, sie kennen den Weg. Sie verlassen sich so auf ihr Sehvermögen, dass sie andere Sinne viel weniger gebrauchen.

Ich sehe nichts. Weder im Herbst noch sonst irgendwann. Aber ich brauche auch nicht zu sehen, um den Weg zu finden. Ich kann hören, wo die Bäume stehen, und fühlen, wie der Boden sich erhebt. Baumwurzeln bringen mich nicht zu Fall, da mein Stock mir sagt, wo sie liegen, wenn die Erde mich einmal nicht vorwarnt.

Ich entspanne mich. Der Wind lässt meine Haarspitzen über meine Wange streichen, von welchen ich die Farbe nicht kenne. Gleichzeitig wispert er mir ein Geräusch ins Ohr: Raschelnde Blätter, Füße, die aus dem Takt geraten, wütende leise Worte. Eindeutig die Geräuschkulisse meiner Schwester.

Sie sieht mich vermutlich noch nicht, aber ich weiß, dass sie da ist. Mein Fuß streicht über den Waldboden. In ein paar Wochen wird er hart und gefroren sein.

„Ellen? Bist du hier?“, ruft meine Schwester. „Ja“, antworte ich leise, bis mir einfällt, dass sie das vermutlich nicht hören kann. „Ja!“, versuche ich es erneut lauter. Für mich müsste sie nicht so schreien, ich höre sie auch leiser noch sehr gut.

„Ellen, was machst du bloß immer hier? Irgendwann verläufst du dich noch mal im Wald, weil du deinen Weg nicht siehst!“

Der Schall wird nun nicht mehr von den Bäumen gebrochen, sodass ich weiß, dass sie die kleine Lichtung betritt. Ihre Schritte werden lauter und ich rutsche etwas zur Seite. Als sie sich setzt, knatscht die Bank noch mehr. Definitiv das hintere Bein, denke ich und wende mich meiner Schwester zu. Der Wind bläst mir ihre Wärme ins Gesicht.

„Du weißt, dass das nicht passieren wird. Vielleicht kann ich den Weg nicht mit den Augen wahrnehmen, so wie du, aber das heißt nicht, dass ich ihn nicht sehe. Das weißt du genau!“

Die meisten Menschen vergessen das. Sie glauben, nur weil ich den Weg nicht visuell erkenne, könnte ich ihn nicht sehen. Aber das stimmt nicht. Vielleicht kann ich die Farben der Blumen am Wegesrand nicht sehen oder die verfallene Hütte, die ihnen als Orientierung dient.

Doch das brauche ich nicht. Ich sehe den Weg auf eine andere Art. Der Wind trägt den Duft der Blumen zu mir heran, der Schall hallt immer wieder von der Hütte herüber. Die Bäume verändern die Geräusche und meine Füße finden den Weg von ganz allein, da ich den Boden fühlen kann.

„Ich verlaufe mich nicht. Ich gehe den gleichen Weg wie du. Mach dir keine Sorgen.“ Meine Schwester seufzt und lehnt sich ebenfalls zurück. Die Stille zwischen uns ist ruhig und friedlich.

Ich habe ihr schon oft versucht zu erklären, wie ich die Welt wahrnehme. Wie der Wind säuselt und Geräusche Bilder beschwören. Wie ich in die Welt eintauchen kann.

Denn ich gehe zwar denselben Weg wie sie, aber dennoch ist es nicht der Gleiche. Ich werde niemals Blumen sehen oder wie die Bäume im Herbst leuchten. Das brauche ich aber auch nicht. Mein Weg ist geleitet vom Plätschern des Baches und weicher, duftender Erde. Vom vergänglichen Rascheln der Blätter und freundlichen Wispern des Windes. Es ist mein Weg, den niemand je so erkennen wird wie ich.

Meine Schwester atmet ein. Gleich wird sie etwas sagen.

„Ich weiß. Wenn ich hier sitze, kann auch ich den Wind hören, von dem du erzählst. Das Blätterrauschen. Aber es ist für mich trotzdem unvorstellbar, den Weg nur darüber zu erkennen. Aber obwohl du blind bist, kennst du ihn ja ganz offensichtlich sehr gut.“ Vermutlich grinst sie gerade, denn sie knufft mich in die Seite und steht auf.

„Komm, lass uns nach Hause gehen. Du kannst mir ja den Weg zeigen.“ Ich grinse und schüttele den Kopf, stehe aber trotzdem auf. Das Knatschen der Bank hört sich irgendwie erleichtert an und die Blätter rascheln unter meinen Füßen.

Ich bin nicht blind, ich sehe nur nichts. Meinen Weg erkenne ich wie kein anderer sonst, obwohl es auch der ihre ist.

„Sicher“, grinse ich und atme tief ein.

Zum Abschied wispert der Wind. Was kann er noch erzählen?

Charlotte Teichmann, 11E2